

haftes Anliegen: „Bei einem guten Gebetbuch hat der Autor selbst einmal gebetet — und kann der Leser (hoffentlich) die Anregung beziehen, selbst zu beten ... Versuchen Sie also, dies Buch zu benutzen.“ Dieser unpräzise, dialogische Stil macht das Buch sehr sympathisch. — Leider hält Kaspar seinen Ansatz nicht immer durch: Er greift oft zu jenem verallgemeinernden „Wir“, das auch durch den Hinweis auf die Entstehungssituation nichts von seinem Widersinn verliert. Denn in welcher Situation könnte der (Vor-)Beter über das Wir der Anwesenden jemals mit Recht Urteilsaussagen fällen? (Vgl. bes. 44 f; 77; 81). Wie mag das auf den aufmerksamen Mit-Beter wirken? Im günstigsten Fall verschließt er sich und legt das Bändchen weg. Und das wäre andererseits schade. Denn Kaspar bietet auch kostbare Texte an, voller dichter Bilder und intensivem, zu Wort gebrachtem Erleben (z. B. 36 f; 42 f; 82 ff; 93). Die lyrische Form, die umkreist, ohne dogmatisierend festzulegen, mag im Leser selbst die Bewegung des Gebetes anstoßen.

3) Einen gut gelungenen Versuch, Anstöße zu geben, stellt das Bändchen von *Thurner* dar. Gebete, Gedanken, liturgische und predigthafte Texte finden sich neben (schwarz-weiß)Bildern und Melodiebeispielen. Der Titel verlangt vom Leser keinen Nachvollzug, sondern lädt einfach zum Aufmerken, zum Herumblättern ein. Lose gliedert, wird hier in das spirituelle Leben einer Gemeinde Einblick gegeben, ergänzt durch verschiedene Aphorismen und tief-sinnige Gedichte. So ist das „Wir“ kein literarischer Kunstgriff, sondern bezieht sich auf bestimmte Ereignisse in einer konkreten Gemeinde; benennbare Menschen formulierten sich im Gegenüber Gottes. Der Leser bleibt frei, sich von diesen mit-geteilten Erfahrungen berühren zu lassen und als Antwort eigene Gefühle und Gedanken zuzulassen und betend zu gestalten.

4) Zum Schluß sei noch auf eine Neuerscheinung hingewiesen, die keiner Empfehlung mehr bedarf: auf die Sonderausgabe von *Oosterhuis*-Texten. (Der geschmacklos-reißerische Untertitel wird bei einer Neuauflage hoffentlich gestrichen.) Es handelt sich nicht um „neue“ Gebete, sondern

um eine Auswahl aus zwölf (bei Herder verlegten) deutschen Bänden des international bekannten Autors. Peter Pawlowsky hat sie nach ihrem „Gebrauchswert“ (Nachwort) ausgewählt und übertragen. Wer *Oosterhuis* noch nicht kennt, dem sei dieser Band ans Herz gelegt: Er vermittelt die dichterische Kraft und die befreiende theologische Weite dieses Mannes, der viel Unsagbares leidenschaftlich und bedeutsam zugleich ausdrücken kann, und der sicher einer der „Psalmisten“ unserer Tage ist.

Vielleicht sind solche Bücher nötig wie ein Spiegel: um dem betenden Leser den Blick zu schärfen dafür, wer er ist ... und wer nicht; um ihm das Auge zu öffnen für seine blinden Flecken, ihn sensibler zu machen für seine Mitmenschen, seine Umwelt und sich selbst; um sich einzulassen, sich abzugrenzen und sich wiederzufinden. Sie sind vor allem nötig, um dem Verstummtten Sprache anzubieten, ihn zum Sprechen zu ermutigen — damit er sich in bewußten und freiwilligen Einklang bringen kann mit jener schöpferischen Hoffnung, die schon immer in ihm betet „mit unaussprechlichen Seufzern“ (Röm 8,26).

Marion Battke, Altdorf (Kr. Böblingen)

Zum Verständnis von Arbeit und Arbeitern

Wolfgang Klein — Werner Krämer (Hrsg.), Sinn und Zukunft der Arbeit. Konsequenzen aus „*Laborem exercens*“ (Reihe: Arbeiterbewegung und Kirche), Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1981, dazu die Enzyklika „Über die menschliche Arbeit“, übersetzt von *Oswald von Nell-Breuning*, 188 + 78 Seiten.

Dieses Buch kam just zur rechten Zeit, da „Sinn und Zukunft“ der Arbeit für viele Menschen in unserer Gesellschaft nicht mehr gewährleistet scheinen. In 13 verschiedenen Beiträgen versuchen die Autoren, darunter Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, Alttestamentler u. a., wichtige Perspektiven aus dem sozialen Rundschreiben „*Laborem exercens*“ zu entwickeln. Zu-

gleich steht die von der Deutschen Bischofskonferenz autorisierte deutsche Übersetzung dieses Rundschreibens zur Verfügung. Dem ist gut so, denn fast um ein Haar hätte ein „Leichtsinnfehler“ der ersten Übersetzung ähnlich fatale geschichtliche Folgen nach sich ziehen können, wie einst die so lange und gründlich mißverständene „Klassenoption“ in „Quadragesimo anno“. War da zunächst in der ersten Übersetzung von „Miteigentum“ die Rede, so redet O. v. Nell-Breuning überzeugend von „Mitbesitz“ als einem viel umfassenderen Begriff. Gemeint ist der „Mitbesitz der Arbeiter an den Produktionsmitteln in Gestalt von Teilhabe an der Leitung oder am Ertrag oder als Anteilseigner“ (163). Ergebnis: Man wird mit „Laborem exercens“ wenig Glück haben, sollte man sie im leidigen Streit um Mitbestimmung und/oder Miteigentum als taktische Waffe verwenden wollen. Es geht in diesem Rundschreiben um beides: Der Vorrang der Arbeit fordert eine Unternehmensverfassung, in der diese Begriffspaare gar nicht mehr zu trennen sind.

W. Krämer will die betriebliche und wirtschaftliche Mitbestimmung „vom Kopf auf die Füße“ stellen. Ihm geht es vor allem auch um die Mitbestimmung am Arbeitsplatz selbst, um ein „System von Beteiligungsformen, damit die Arbeitenden selbst als Rechtsträger in überschaubaren Handlungsräumen ihre Rechte im sozialen Wandel kommunikativ wahrnehmen und ausgestalten lernen“ (169). Daß für Millionen von Industriearbeitern in der ganzen Welt — und nicht nur für sie! — die Frage, wer wo, wie, was und um welchen Preis arbeitet, ausschließlich von anderen und nicht von ihnen selbst beantwortet wird, halte ich für den Skandal fremdbestimmter Arbeit überhaupt. Nur echte „Basis-Mitbestimmung“ wird da Änderung schaffen können.

Bekanntlich hat die Industriegesellschaft diese Fremdbestimmung sogar bis auf die *Arbeitszeit* des Menschen hin ausgedehnt. Fast schicksalhaft wird dieses Los ertragen, gerade so, als seien etwa der 8-Stundentag oder die 40-Stunden-Woche schon im biblischen Schöpfungsbericht grundgelegt. B.

Teriet erklärt daher völlig zu Recht die Wiedererlangung der „individuellen Zeitsouveränität“ (131) als erstrebenswertes Ziel. Neben höheren Freiheitsgraden für die Beschäftigten selbst hätte diese Arbeitszeit-Flexibilität sicherlich auch positive Auswirkungen auf die Arbeitsumverteilung bzw. Arbeitszeitverkürzung. Eine ganze Serie reizvoller Modelle werden in diesem Buch kurz vorgestellt und machen geradezu Appetit auf eine individuelle „Arbeitszeit a la carte“ (138). Freilich nur für die, die sich solche Schlemmerei leisten können ... Die Gewerkschaften tun sich in punkto Arbeitszeit noch schwer: So viele errungene Besitzstände sind eben an eine fixierte Arbeitszeit gebunden; sie sollten sich aber raschest dieses Anliegens annehmen.

Mit der Qualität der Arbeit und ihrer Bedeutung für den Menschen befassen sich *W. Klein* und *F. Hengsbach*. Viele Arbeitsbedingungen von heute zerbrechen den Menschen und entwürdigen ihn. „Humanisierung der Arbeit“ ist in sich schon ein Wert; energisch angepackt würde sie eine Menge neuer Arbeitsplätze schaffen: durch „Lastenausgleich“ von den Schultern überlasteter Arbeitnehmer auf die unterbelasteter Arbeitsloser. Natürlich wäre sie eine „teure“ Arbeitsplatzbeschaffung, aber mit Sicherheit wäre sie immer noch billiger als 50% Frühinvalidität und 8% Arbeitslosigkeit. — Kritisch setzt sich *F. Hengsbach* mit der Begrifflichkeit des Rundschreibens auseinander. Da wird zum einen abstrakt vom „Menschen“ geredet und ebenso abstrakt von der „Arbeit“. Beide Begriffe aber seien zu sehr aus ihren gesellschaftlichen Bezügen herausgelöst. Er beklagt, daß die „Strukturbrüche der Arbeitsorganisation“ geglättet seien und die daraus resultierenden realen Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse aus dem Eigentum an Produktionsmitteln zu wenig Berücksichtigung fänden (95). — Zum leidvollen Kapitel „Die ‚Rolle‘ der Frau“ werfen *U. Knapp* und *S. Metz-Göckle* Johannes Paul II. vor, nicht nur über die „anspruchsvolle und aufwendige Hausarbeit“ hinwegzusehen, sondern vielmehr auch die „weltweit immense Zahl der erwerbstätigen Frauen“ (101) zu ver-

nachlässigen. Wer den Frauen das „lebenslängliche Hausfrauen- und Mutterdasein als Norm“ vorhalte, huldige damit einem „bloßen Dogma“. Mit Recht weisen die beiden Autorinnen darauf hin, daß die „Hausfrauen- und Mutterrolle“ eine Erfindung des 19. Jahrhunderts sei. Und zwar als Ergebnis damaliger ökonomischer Entwicklung, in der durch die Industrialisierung die Welt der Arbeit und die Familie einer radikalen Trennung unterworfen wurden und auch heute noch unterliegen. Kein Wort verlöre die Ezyklika über die damit verbundene ökonomische Abhängigkeit der Frauen von den Männern. Die Hoffnung der Frauen aber ginge hin auf eine „glückliche Verbindung sowohl von Berufs- als auch von Familienarbeit“ (109). Es wird auch ein konkreter Vorschlag gemacht: Die Kirche solle sich doch einsetzen für eine 5- bis 6stündige tägliche Arbeitszeit, „damit das Recht auf Arbeit für jeden und jede Wirklichkeit wird, damit die Eltern sich gemeinsam um Kinder und Haushalt kümmern und gemeinsam und gleichberechtigt für die finanzielle Seite des Familienlebens sorgen können“. — *J. Ebach* beleuchtet die *Bibel-Zitate* aus „*Laborem exercens*“. Man dürfe am „Herrschaftsauftrag“ nach Genesis heute nur noch dann anknüpfen, wenn die „zu unserer Zeit aktuelle Problematik von Ökologie und Technologie mitbedacht wird“ (39). Die Schöpfung unterliege nicht einfach der „unbeschränkten Verfügungsgewalt des Menschen“ (40). In der Enzyklika sei weder von Arbeit im biblischen Sinn des Bebauens und Bewahrens die Rede, noch würden Arbeit und Zwangsarbeit präzise genug unterschieden.

Eine kurze Besprechung kann nicht allen Autoren gleichermaßen Rechnung tragen. Dieses Buch läßt alles in allem *weite Horizonte* dieses sozialen Rundschreibens erkennen, macht aber auch die Grenzen deutlich. Das Rundschreiben wird sozusagen „beim Wort“ genommen und in aktuelle Bezüge hinein versetzt. So würde „*Laborem exercens*“ nicht Papier bleiben, sondern könnte tatsächlich Wirklichkeit werden.

Paul Schobel, Böblingen

Horst Albrecht, Arbeiter und Symbol. Soziale Homiletik im Zeitalter des Fernsehens, Christian Kaiser Verlag, München — Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1982, 368 Seiten.

Unsere Gesellschaft ist bei aller Demokratie eine Schichtgesellschaft. Eine kleine Oberschicht und zwei etwa gleich große Teile Mittel- und Unterschicht. Die Mittelschicht ist weithin die Schicht der Kirche. Die Unterschicht — zu einem großen Teil identisch mit der Arbeiterschaft — ist in der Kirche wenig vertreten. Diese Schicht ist aber das Anliegen des Buches: mit der richtigen Predigt die Arbeiter erreichen.

Der Autor, Gemeindepfarrer und Lehrbeauftragter für praktische Theologie in Hamburg, hat ein schwieriges, interessantes und notwendiges Buch geschrieben. Gut ein Drittel sind Anmerkungen und ein fast ebensogroßer Teil Zitate verschiedener Autoren. Lange und sorgfältige Arbeit ist erkennbar. Auf den ersten Blick also eher ein Buch für die Fakultät als für den predigenden Priester. Predigten für Arbeiter sucht man vergebens, wenn man von einem Beispiel absieht. Wer sich nicht entmutigen läßt, entdeckt ein interessantes Buch. Es ist fast wie ein soziologischer Grundkurs für Pfarrer, in dem der Leser viel Wissenswertes erfährt, was in der Pastoral so not tut. Ausgesprochen treffend ist z. B. (29) die Aufgliederung der Gesellschaft in Menschen, die bei der Arbeit die Sprache als Werkzeug haben, und solche, die die Hände dazu brauchen. Das Buch ist ein notwendiges Buch. Es ist eine Theorie der sozial verantwortlichen Predigt, welche weit hinausgeht über bisher vorliegende praktische soziale Predigten. Das Buch geht natürlich auch in seiner Problematik hinaus über die Homiletik, weil es die Grundfrage aufgreift, in der die Kirche der Arbeiterschaft gegenüber steht. Es bringt sehr wohl zum Bewußtsein, daß es in erster Linie nicht die Worte des Predigers sind, sondern die Frage: wo steht der Prediger mit seinem Herzen in dieser Gesellschaft. Zu Arbeitern kann einer nur predigen, wenn er auch sonst Zugang hat. Hoffnung ist das Hauptthema einer Predigt für Arbeiter.

Der praktische Teil ist der kürzere, etwa ab S. 220, dafür umso ergiebiger. Das einzige Beispiel, eine tatsächlich vom Autor gehaltene Predigt, bringt das Grundthema noch einmal voll zum Tragen. Es geht nicht um eine neue Theorie, sondern um eine Stellungnahme. Ich möchte den Autor ermutigen, als Gemeindepfarrer den Inhalt einmal für Gemeindepfarrer leicht faßbar darzulegen.

Hans Innerlohinger, Linz

Unterwegs zu spirituellen Gemeinden

Bernhard Honsel, Der rote Punkt. Eine Gemeinde unterwegs, Patmos Verlag, Düsseldorf 1983, 167 Seiten.

Der Titel dieses Buches läßt eher auf einen Kriminalroman schließen als auf die Beschreibung einer kirchlichen Gemeinde. Und diese spontane Assoziation erweist sich bei der Lektüre dann auch als gar nicht so weit hergeholt: Hier wird — sehr plastisch — aus dem Leben einer Gemeinde erzählt, die seit einiger Zeit einen Weg der Erneuerung zu gehen versucht und dabei viele „spannende“ Erfahrungen gemacht hat.

Der Pfarrer (besser: Leiter) und einige Mitarbeiter der Gemeinde St. Ludwig in Ibbenbüren haben eine Art Zwischenbilanz vorgelegt. Sie dokumentieren, wie weit sie inzwischen auf dem Weg ihrer Gemeindegewandlung sind und wie sie dorthin gekommen sind. Wenn man den an verschiedenen Stellen eingestreuten Zeugnissen von Gemeindegliedern Glauben schenken darf, haben sie in der Begegnung mit dieser Gemeinde einen für sie neuen Zusammenhang von Glauben und Leben entdeckt; darum ist für sie diese Gemeinde wichtig geworden. Mit diesem Buch möchte diese Gemeinde ihre Erfahrungen anderen weitergeben, sie mit dem Bazillus „Gemeinde“ anstecken, damit die Kirche insgesamt mehr zu einer solchen lebendigen Hoffungsgemeinschaft wird.

Natürlich ist der Weg, den die Gemeinde St. Ludwig geht, einmalig und kann nicht kopiert werden. Doch haben sich im dortigen gemeindlichen Alltag einige charakteristische Akzentsetzungen herauskristallisiert, die Anregungs- und Orientierungspunkte für einen Prozeß gemeindlicher Erneuerung auch anderswo sein könnten:

1. *Spiritualität*: Gemeinde kann nicht gemacht oder gar gemanagt werden; sie lebt aus einer sie fundierenden Spiritualität heraus. Deswegen ist es nicht zweitrangig, welchen Stellenwert in einer Gemeinde das gottesdienstliche Leben einnimmt und welche Ausdrucksformen sie für ihre Feiern sucht. Was in der Gemeinde St. Ludwig besonders auffällt, ist die gediegene Verbindung von Altem und Neuem, wofür der „rote Punkt“ an der Stirnwand der Kirche ein besonders eindrucksvolles Symbol ist. Eine gemeinsam entdeckte und gelebte Spiritualität führt zu einer Verbindung untereinander, die es zuläßt, sich offen mit Konflikten auseinanderzusetzen, ohne dabei sofort ein Auseinanderbrechen der Gemeinde befürchten zu müssen.

2. *Gemeindegewandlung*: Bei dem Bestreben, Glauben und Leben wieder anzunähern, gewinnt die Gemeindegewandlung einen unverzichtbaren Stellenwert. In der Gemeinde St. Ludwig ist dafür ein bemerkenswertes Konzept, das ausführlich vorgestellt wird, entwickelt worden.

3. *Gemeindegewandlung*: Besser als allen Lehrbüchern ist den anschaulichen Schilderungen dieses Buches zu entnehmen, was Gemeindegewandlung heißt, wie durch das Teilen von Verantwortung ihr eine spezifische Verantwortung zuwächst.

Zumindest darin unterscheidet sich dieses Buch deutlich von einem Kriminalroman: Während dort am Ende die Lösung gefunden ist, ist für den Prozeß, auf den die Gemeinde St. Ludwig sich eingelassen hat, ein Ende nicht absehbar — hoffentlich jedenfalls. Das Buch schließt darum auch mit einem Ausblick auf die nahe und weitere Zukunft — im Unterschied zu vielem, was sonst in der Kirche zu hören ist, sehr zuversichtlich.

Norbert Mette, Münster